

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Heim- und Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heim- und Anstaltswesen
Band: 47 (1976)
Heft: 1

Artikel: Zusammenleben im Heim (1. Tagungstag)
Autor: Riedmatten, Canisia von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-806647>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

3. Zusammenleben im Heim

Referat von Sr. Canisia v. Riedmatten

(1. Tagungstag)

Unser Altersheim beherbergt 35 Betagte, mehr Frauen als Männer. Für die Betreuung dieser Leute ist folgendes Personal eingesetzt: eine Köchin, eine Krankenpflegerin, zwei 18jährige Mädchen und ich als Leiterin.

Die Anmeldung für den Eintritt erfolgt über das Sozialamt oder direkt im Heim. Wir legen grossen Wert darauf, die *Aufnahme gut vorzubereiten*. Der angemeldete Betagte kommt zuerst zu einem Besuch ins Heim; dabei kommt er in Kontakt mit den Heimbewohnern und mit dem Personal und lernt auch die Heimleitung kennen. Dieses erste Gespräch ist sehr wertvoll. Dabei höre ich oft Äusserungen wie: «Ich komme nicht gerne ins Heim, denn ich habe Angst und Bedenken, dass ich dann nicht mehr frei und selbständig bin. — Es gibt in einem Heim zuviel Vorschriften und Gebote, Verbote. — Ich mache mir Sorgen über das Zusammenleben mit so vielen anderen Menschen, die ich zum Teil gar nicht kenne. — Ich weiss nicht, wie ich mit dem Personal auskommen werde. — Bis jetzt haben mich die Angehörigen umsorgt und betreut, jetzt habe ich Angst, ich werde alleingelassen. — Ich fürchte mich vor der ungewissen Zukunft usw.»

Es gibt hier aber auch Ausnahmen. So erzählte mir vor einigen Tagen eine 86jährige Frau: «Ich möchte ins Heim, denn im Hochhaus fühle ich mich verloren und einsam, dort kommt mir das Leben sinnlos vor. Im Heim werde ich mit Gleichaltrigen zusammen sein, die zum Teil weniger können (rüstig sind) als ich; ihnen könnte ich behilflich sein und ihnen dadurch etwas bedeuten. Dies würde meinem Leben wieder einen Sinn geben.» Einer solchen Einstellung begegnen wir jedoch selten, die meisten Betagten vertreten die Auffassung, das Leben im Altersheim sei sinnlos.

Diese *ersten Kontakte* sind sehr *wichtig*. Dadurch haben wir die Möglichkeit, dem neu Eintretenden mit Verständnis und Geduld zu begegnen und ihm den Uebergang zu erleichtern. Wir versuchen dabei bewusst, dem Leben nicht nur Jahre hinzuzufügen, sondern arbeiten darauf hin, die noch verbleibenden Jahre der Betagten mit Sinn zu erfüllen, ihnen das Bewusstsein zu geben, dass auch *sie für etwas* da sind, dass sie eine Aufgabe haben.

Beim Eintritt versuchen wir alles zu tun, um den Neuankommenden gut aufzunehmen. Im Saal wird er den übrigen *Heimbewohnern vorgestellt*. Wir lassen ihn, wenn möglich, selber seinen künftigen Platz am *Tisch auswählen*, denn die Tischgemeinschaft ist sehr wichtig.

Die *ersten Monate* sind für den Betagten ausserordentlich entscheidend für seine Akklimatisierung. Die Umgebung ist noch fremd, er ist dankbar für jedes *gute und aufmunternde Wort*. Wir versuchen ihm besonders jetzt eine Stütze zu sein und ihm so diese schwierige Zeit überbrücken zu helfen. Wir geben uns Mühe, diesen Menschen *zuzuhören*, auch dann, wenn er immer wieder das gleiche erzählt, und versuchen zu erfahren (herauszuspüren), was ihn jetzt am meisten beschäftigt: das Vergangene, Verlorene, sein Zweifel am Neuen, das auf ihn zukommt, seine Angst vor dem Ungewissen, sein Heimweh und seine Einsamkeit. Unsere wichtigste Aufgabe ist es, uns Zeit zu nehmen für ihn, ihm immer wieder zuzuhören, alles andere erscheint uns in dieser Zeitspanne zweitrangig.

Vor einigen Jahren wurde uns vom Amtsarzt ein älteres Fräulein zugewiesen. Man hatte diese allein wohnende Frau unterernährt in ihrer Wohnung aufgefunden mit einer *Oberschenkelfraktur*. Nach dem notwendigen Spitalaufenthalt wurde sie gezwungen, zu uns ins Heim zu kommen. Für sie war dieser Schritt etwas Unerhörtes, das sie nicht einsehen wollte, obwohl der Arzt sie von dieser Notwendigkeit zu überzeugen suchte. Sie war unfrieden, misstrauisch, schimpfte über alles und alle, sie sagte, ihr Leben sei hier sinnlos, es wäre besser, man würde damit ein Ende machen.

Ich habe das Personal gebeten, ihr mit Liebe und Verständnis zu begegnen. Oft und oft ging ich zu ihr hin, setzte mich zu ihr und hörte ihr zu. Allmählich begann sie zu erzählen über ihre Not, ihr Elend, ihr Heimweh nach dem verlorenen Paradies, nämlich über ihren schönen Garten, die vielen Pflanzen und Blumen, den kleinen Vogel, der sie jeden Morgen geweckt habe usw.: «Alles das habe ich hier nicht mehr, niemand versteht mich hier. Mit allem muss ich allein fertig werden.» Immer wieder versuchte ich, ihr Andacht zu schenken, ihr eine extra Freude zu bereiten, über ihre Unfreundlichkeit hinwegzugehen, sie zu trösten und Verständnis für sie aufzubringen. Ich habe auch einige Pensionäre aufmerksam gemacht, ihr zu helfen. Nach langer Zeit spürte man, dass es besser wurde. Sie fand mehr Anschluss in der Gemeinschaft, sie fühlte allmählich, dass man es gut mit ihr meinte, sie hatte ein Zuhause gefunden. Sie wurde langsam sich selber. Sie gestand schliesslich: «Es gefällt mir hier doch.» Unsere Geduld hatte sich gelohnt, ohne unsere Mithilfe hätte sie sich im Heim sicher nicht zurechtgefunden.

Solange sich die *Menschen* noch *äussern* können, hat man die Möglichkeit, ihnen zu *helfen*. Darüber

bin ich jeweils sehr froh. Viel *schwieriger* ist es, wenn sie sich in eine Ecke verkriechen und *nicht* mehr *sprechen* und verschlossen bleiben. Um an solche Menschen heranzukommen, braucht es noch mehr Entgegenkommen. Trotz allem lohnt sich der Versuch, darauf hinzuarbeiten, dass jeder Heimbewohner ganz in die Gruppe aufgenommen wird. Eine 90jährige Frau machte einen unzufriedenen Eindruck und lebte zurückgezogen. Sie las immer Liebesromane bis tief in die Nacht. Ich habe mit ihr gesprochen, aber sie gab stets die gleiche Antwort: «Machen Sie sich keine Sorgen, ich war immer so, im besten Hotel wäre ich nicht anders.»

Eine extra *Heimordnung* gibt es bei uns nicht. Nur die Essenszeiten sind festgelegt. Wenn jemand nicht zum Essen kommt, meldet er sich vorher ab. Unsere Pensionäre können kommen und gehen wie es ihnen beliebt, Besuche empfangen, wann sie wollen. Gehen sie abends aus, bekommen sie den Hausschlüssel mit. Manche schätzen es, dass sie abends noch einen Besuch machen, zu einem Jass oder ins Theater gehen oder an einem Lottospiel teilnehmen können. Einer unserer Pensionäre geht noch regelmässig zum Tanz. Diese Freiheit führt, wenn überhaupt, so nur in wenigen Einzelfällen zu einer Gefährdung der Betagten. Wir sollten also nicht zu schnell Angst haben und lieber einmal zuviel als zuwenig Ja sagen und dadurch den Betagten in seiner Freiheit unnötig einschränken.

Vor einigen Tagen hatten wir folgendes Erlebnis diesbezüglich: Eine Frau kommt ins Heim und meldet der Pflegerin: «Herr X kommt die Strasse daher und kann beinahe nicht mehr weiter.» Die Schwester geht ihm entgegen und will ihn im Auto heimführen; er aber widersetzt sich heftig und will nicht einsteigen. 20 Minuten später kommt er zu Fuss bei uns an. Auf die Frage der Schwester, warum er nicht eingestiegen sei, sie habe ihm ja nur helfen wollen, antwortete er voller Wut: «Was meint Sie, i by kei Tubel! I chume ellei hei!» Die Schwester will ihn beruhigen, aber es hilft nichts. Nun komme ich hinzu, und sogleich ruft er wieder in voller Lautstärke: «I by kei Tubel.» «Nei, Sie sind kei Tubel», erwidere ich, und erkläre ihm: «Die Schwester hat sich Sorgen gemacht um Sie, weil der Arzt gesagt hat, dass Ihre Gesundheit nicht so gut ist. Sie dürfen aber gehen und kommen, wann und soviel Sie wollen; nehmen Sie ruhig den Hausschlüssel mit.» Er ging dann einige Tage nacheinander aus — er wollte zeigen, wie selbständig er noch sei, wieviel er noch ertragen könne.

Trinken: Wir haben auch einige Männer, die viel getrunken haben. Ein Mann war, bevor er ins Heim gekommen ist, nirgends zu Hause. Auf meine Frage «Wo sind Sie daheim?» gab er zur Antwort: «De Wald isch mis Zimmer.» Die erste Zeit kam er abends immer sehr spät nach Hause, er war betrunken und weckte jeweils die Schwester und die Heimbewohner. In nüchternem Zustande habe ich wiederholt mit ihm gesprochen und ihm deutlich gemacht, dass dies unmöglich so weitergehen könne. Und er gab dann auch zur Antwort: «Ja, Ornig muess sy, i will mer Müeh gäh!» Mit viel Geduld

haben wir langsam erreicht, dass sich der Mann bei uns allmählich wohl und zu Hause fühlte und sein Bedürfnis zu trinken kleiner wurde.

Ich gehe vom Standpunkt aus: Die *Freiheit* des Menschen und folglich auch diejenige des Betagten, soll *nur dort eingeschränkt* werden, *wo dies für die Gemeinschaft wirklich unumgänglich ist*. Wo in Einzelfällen Schwierigkeiten entstehen, ist ein gutes Wort besser als ein Verbot.

Ein *guter Geist* und eine *heimelige Atmosphäre im Heim* sind die *Grundlage* für ein *gutes Zusammenleben*. Die Liebe soll das Ausschlaggebende sein! Es ist wichtig, dass wir eine wirkliche *Gemeinschaft* bilden, dass die Bewohner einander näher kommen. Damit ein Mensch sich jedoch wohlfühlen und mit Freude in der Gruppe leben kann, braucht es das Zusammenspiel von vielen verschiedenen Faktoren: Das Verhalten des Personals, die Einstellung der Leitung, *zweckmässige Einrichtungen* und nicht zuletzt das gegenseitige Verständnis unter den Heimbewohnern. Es fällt mir immer wieder auf, dass gleiches Alter, gemeinsames Leid und gegenseitige kleine Hilfeleistungen viel dazu beitragen.

Starrsinn, mangelnde Einsicht und fehlende Anpassungsfähigkeit werden oft durch das Erlebnis der Gemeinschaft überwunden. So sagte mir eine Frau: «Es tuet mir e so guet, wenn y ghöre, wie anderei Froue au Sorge händ, denn sind mini grad chly!»

Die Betagten brauchen einander, aber sie brauchen auch *Menschen*, denen sie Vertrauen entgegenbringen können. Sie haben Menschen nötig, bei denen sie sich *aussprechen können*, und spüren, dass sie verstanden werden. Für mich als Heimleiterin ist es deshalb die wichtigste Aufgabe, die erste Pflicht, da zu sein für die Heimbewohner und für das Personal. Dieses Dasein für unsere Leute ist für mich ausschlaggebend. In unserem Heim soll der Betagte spüren, dass wir an erster Stelle für ihn da sind. Ich versuche ein Gespräch anzuknüpfen bei jeder Sorge, die sie drückt, aber auch für jede Freude aufnahmefähig zu sein. Ich darf Ihnen sagen, dass dies ein ausgezeichnetes Mittel ist, um ein gutes Zusammenleben zu fördern, eine wohlthuende Heimatmosphäre zu schaffen. Geben wir den Betagten Gelegenheit, dass sie mit allem zu uns kommen können, dann haben wir alles in der Hand, um Unzufriedenheit und Klatsch aufzufangen, ja sogar wegzuschaffen. Dann kann es dahin kommen, dass unter den Bewohnern nicht mehr geschimpft wird, sondern am richtigen Ort und zur richtigen Zeit geredet wird. Dieses Dasein für die Bewohner und das Personal lohnt sich.

Ich kenne die Antwort von vielen Heimleitern: «Ich habe dazu keine Zeit!» Aber sind wir uns bewusst, dass wir an erster Stelle für unsere Betagten da sind, da zu sein haben?

Im *persönlichen Gespräch* haben wir die Möglichkeit, jedem Betagten *individuell* zu *begegnen* und zu *helfen*. Er spürt unser Interesse für seine Lebensprobleme, auch wenn wir nicht immer helfen kön-

nen. Geduldiges Zuhören und Aussprechenlassen hat einen grossen seelischen und therapeutischen Wert.

Das Gespräch trägt also nicht nur zu einem guten Zusammenleben bei, sondern hilft auch, die *Eigenart* unserer Betagten besser kennenzulernen und dadurch ihre *selbständige Persönlichkeit fördern* zu können. Es hilft auch dann, wenn es schwer fällt, dem alten Menschen Geduld, Höflichkeit und Respekt entgegenzubringen. Denn auch wir erfahren im Heim, dass beim Betagten besondere Schwierigkeiten auftreten, die wir alle kennen: Eifersucht, Missgunst, Misstrauen, Rechthaberei, Unzufriedenheit, Vergesslichkeit — fast alles Eigenschaften, die durch die Karikierung der Persönlichkeit, wie sie im Alter zustandekommt, bedingt sind. Diese Schwierigkeiten sind also verständlich und einfühlbar. Wenn diese Eigenart nicht berücksichtigt wird, führt dies zu tiefgreifenden und andauernden Streitigkeiten. Der Interessenkreis solcher Leute wird eingeeengt, sie beschäftigen sich nur mit sich selber, dies treibt sie in die Einsamkeit und in die Isolierung vor den andern. Es kommen Klagen über den Gesundheitszustand, über die Angehörigen, über das Personal und die Mitbewohner und über die Heimleitung. Niemand kann mehr etwas recht machen. Diese Leute haben das Gefühl, von niemandem verstanden zu sein. Aus meiner Erfahrung heraus kann ich Ihnen sagen, dass das beste Mittel, um solche Leute aus ihrer Isolierung herauszuführen, im *Anerkennen und Akzeptieren* dieser Menschen besteht, im *Wiederaufbau ihres Selbstwertgefühls*. Dieses Selbstwertgefühl kann gestärkt werden durch die *Aktivierung zur eigenen Verantwortung und zur Mitverantwortung gegenüber den Mitpensionären*. Da wir dem Betagten ein Daheim und Geborgenheit bieten, dürfen wir ihn auch zur Mitverantwortung für das Leben im Heim und seiner Bewohner anspornen und sein Interesse dafür wecken.

Ein Mann musste in die Klinik, weil er schwermütig geworden war. Sechs Wochen später, kurz vor seiner Rückkehr, habe ich die Leute darauf hingewiesen, ihm mit Geduld und Liebe zu begegnen und Verständnis für ihn zu zeigen. Mit Freude konnte ich feststellen, mit wieviel Interesse dieser Mann von den Heimbewohnern wieder aufgenommen wurde! Er fühlte sich in ihrem Kreise sofort wieder wohl und lebte sich gut ein.

Es gibt sehr viel Möglichkeiten im Heim, einander zu helfen: Wir haben einen Mann, der blind ist. Eine Frau liest ihm regelmässig aus der Zeitung vor, eine andere geht mit ihm spazieren, eine dritte bringt ihn jeweils zu den Mahlzeiten ins Esszimmer. Jemand, der noch gut auf den Beinen ist, geht mit einem Gehbehinderten spazieren. Eine Frau, deren Mann plötzlich gestorben ist, wird von den Mitbewohnern getröstet und unterhalten. Ab und zu *informiere* ich die Leute über Probleme oder kleine Sorgen, die das Heim betreffen (natürlich muss man selber wissen, was man ihnen anvertrauen kann). Sie haben dann Gelegenheit, ihre Meinung zu äussern, und es kommt dann meistens zu einer gemeinsamen Beratung, wie sich dieses oder jenes

machen liesse. Die Erfahrung zeigt, dass jede Geheimniskrämerei von Uebel ist und bloss Misstrauen schafft. So haben wir zum Beispiel den Speisesaal erneuert. Gemeinsam haben wir uns überlegt, wie wir das am besten machen könnten. Unsere Köchin ging in die Ferien; ich habe die Betagten informiert und um Verständnis gebeten, falls die Mahlzeiten vielleicht weniger gut zubereitet werden während ihrer Abwesenheit.

Oft wird gesagt, der Betagte *verlange nur nach Ruhe*. Aus meiner Erfahrung heraus muss ich sagen, dass dies falsch ist. Die Probleme unserer Pensionäre werden durch eine Totalversorgung nicht gelöst, selbst wenn diese optimal ist. Nur *eine sinnvolle Betätigung*, bei der sie ihre noch vorhandenen Kräfte und ihre Fähigkeiten einsetzen können, macht ihr Leben lebenswert. Dadurch kann ihre Aktivität im Rahmen des Möglichen aufrecht erhalten werden. Dies bewahrt sie auch vor dem Gedanken, nur da zu sein, um auf den Tod zu warten. Der Betagte weiss nur zu gut, dass rostet, wer zulange rastet. Man darf dem alten Menschen nicht jede Sorge um die eigene Existenz abnehmen, solange er noch für gewisse Teilbereiche seines Lebens die Verantwortung tragen kann. Oft wird nur zuviel betreut!

Im Heim bieten sich viele Möglichkeiten, die Betagten *sinnvoll zu beschäftigen*: Das Zimmer in Ordnung halten; Tisch decken; Geschirr spülen; beim Bügeln helfen; wenn die Köchin in den Ferien ist, in der Küche kleine Handreichungen verrichten; Blumen und Pflanzen begiessen (diesen Sommer hat ein Herr die Balkonpflanzen vorzüglich versorgt!); leichte Gartenarbeiten; Botengänge (eine Pensionärin, ein «Dorfunkum», führt diese immer zuverlässig aus. Sie ist bekannt im ganzen Dorf und wird zwischendurch öfters zu einer Kaffeepause eingeladen, worauf sie natürlich besonders stolz ist). Ein anderes Fräulein schreibt Briefe für Leute, die selber nicht mehr schreiben können. Solche gegenseitige Hilfeleistungen gibt es noch eine ganze Menge. Und sie geschehen immer freiwillig. Oft bin ich über den Einfallsreichtum erstaunt!

Die Bereitschaft zum Helfen erstreckt sich sogar über ihren eigenen Kreis hinaus. So stricken sechs Frauen miteinander Decken für das Antoniushaus. Ein invalider Mann knüpft Wandbehänge und Tragtaschen; er stellte sie spontan für den Dorfbazar zur Verfügung. Für diesen Bazar haben die Leute viel in Gruppen gebastelt und haben sich sehr gefreut, dass sie sich auf diese Weise für einen guten Zweck einsetzen konnten. Solch eine Zusammenarbeit ist besonders wertvoll und verbessert die Beziehungen untereinander und fördert die Initiative und die Geschicklichkeit der einzelnen. Es erübrigt sich, zu erwähnen, wie erstaunt die Betagten oft selber sind über ihre Leistungen.

Eine andere beliebte Beschäftigung ist das Mitleben mit dem Dorfgeschehen, durch die Teilnahme an Versammlungen, den Besuch der Chilbi oder des Lottos. Ab und zu gehen wir auch selber mit! Einige machen mit Begeisterung beim Altersturnen mit.

Auch der Altersnachmittag, der für alle Betagten des Dorfes jeden Monat stattfindet, wird fleissig besucht.

Für uns sind auch die *gemeinsamen Ferien* mit den Betagten vom Dorf wichtig. Jedesmal war dies ein sehr *grosser Erfolg*. Wir bleiben jeweils drei Wochen weg. Die erste Woche haben wir nötig, damit die Betagten sich am Ferienort einleben können; die anderen zwei dienen der *Erholung und Entspannung*. Die Vorfreude auf diese Abwechslung ist immer sehr gross, und auch nachher wird noch viele Wochen angeregt und mit strahlendem Gesicht darüber berichtet. Dies ist auch eine Bereicherung und eine Abwechslung für die Betagten, die daheimgeblieben waren; denn es gibt nachher so vieles zu erzählen und zu berichten.

Früher war man der Ansicht, ein Leben im Altersheim bedeute unbegrenzten Urlaub. Inzwischen hat man festgestellt, dass ein richtiger Urlaub, verbunden mit einem Ortswechsel, neuen Lebensmut geben kann und die Gesundheit positiv beeinflusst. Gleichzeitig wird dadurch das Zusammenleben in der Gemeinschaft erleichtert und neue Kontakte herbeigeführt, gerade mit den Leuten vom Dorf. Die dort angeknüpften Kontakte bleiben oft das Jahr hindurch erhalten. So gehen Betagte vom Dorf mit Heimbewohnern auf einen gemeinsamen Spaziergang, gehen miteinander ein Tässchen Kaffee trinken und frischen dabei ihre gemeinsamen Ferienerlebnisse wieder auf. Solche Ferien sind wirklich eine grosse Abwechslung für unsere Betagten.

Auch *Feste feiern* sind Höhepunkte im Heimleben. Sie bringen *Freude und Abwechslung und stärken den Gemeinschaftsgeist*. Ein Fest soll mehr sein als blosser Zeitvertreib oder eine oberflächliche Zerstreuung. Es kommt uns hauptsächlich darauf an, dass möglichst viele Heimbewohner an der Durchführung mitwirken. Ein dicht gedrängtes Programm, bei dem sich die Betagten nicht angesprochen fühlen, weil sie nicht einbezogen sind und sie selber nicht mitmachen können, langweilt und ermüdet sie oft mehr als dass es sie erfreut.

Wir feiern zum Beispiel den 65., 70., 75. Geburtstag usw. Der Geburtstag ist ein höchst persönliches Ereignis und wird vom alten Menschen auch so empfunden. Dieser Tag bedeutet viel für ihn, auch wenn er den Wunsch äussert, man möge seine Geburtstagsfeier übergehen. Ein Pensionär, dessen Gattin schon viele Jahre tot ist, wurde 75 Jahre alt. Er aber wollte nichts von einer Geburtstagsfeier wissen. Ich sagte zu ihm, dass er das Fest doch den andern zuliebe feiern könne, nur um den Mitbewohnern eine Freude zu bereiten. Er war schliesslich damit einverstanden. Der Mann erlebte so eine grosse Freude. Er hielt sogar eine Dankesrede und erklärte dabei feierlich: «Seit dem Tode meiner Frau habe ich nie mehr Geburtstag gefeiert; heute, nach so vielen Jahren, war dieses Fest eines meiner schönsten Erlebnisse!»

Bei solch einem Ereignis haben wir immer wieder die Möglichkeit, dem alten Menschen, der meistens

nicht mit Glück, Liebe und Güte verwöhnt wird, auf herzliche Weise ein Gefühl von Verbundenheit und Anerkennung zu bekunden. Die «runden» Geburtstage sind bei uns immer Tage der Freude. Eine 80jährige Frau sagte: «Ich kann nicht glauben, dass man für mich ein so grosses Fest veranstaltet, es war noch nie so schön in meinem Leben.»

Wie schon erwähnt, soll man nicht selber alles organisieren und vorbereiten. Einige Tage vorher kündige ich das kommende Fest jeweils an: «Bitte, überlegen Sie, was wir an diesem Tage tun können!» Denn wir wollen ja nicht nur *für* die Betagten etwas tun, nein, es soll, soweit möglich, *durch* die alten Menschen selber getan werden. Wir sollen sie *zum aktiven Mittun anspornen*. Immer wieder gibt es Ueberraschungen von Seite der Betagten: Theater, Gedichte, Lieder, Mundharmonikaspiel, Singen, sogar Jodeln, Rätseln, Witzeerzählen usw.

Das Fest soll immer auf die Person, die gefeiert wird, abgestimmt werden. Ein geistig etwas behindertes Fräulein erhielt am Festabend zwei grosse Pakete. Lange war sie mit Auspacken beschäftigt, und die anwesenden Heimbewohner schauten ihr voll Spannung zu. Sie stand somit wirklich im Mittelpunkt, und dies erfüllte sie mit Stolz und grosser Freude. Zum Schluss durfte sie ein grosses Lebkuchenherz austeilen. Auch ihr Wunsch, mit dem Herrn Verwalter ein Tänzchen zu machen, ging in Erfüllung. Glücklich strahlend sagte sie nachher: «Wunderbar, schön g'sy!»

Bei den «runden» Geburtstagen wird der Verwalter immer eingeladen. Alle freuen sich über seinen Besuch, und der Festling fühlt sich dadurch besonders geehrt.

Auf Vorschlag der Betagten wurde ein Festkässeli aufgestellt, je eines für die Männer und eines für die Frauen. Mit den Batzen wird Wein, Bier und Schnaps usw. eingekauft für das nächste Fest; denn jeden Monat einmal haben wir ein frohes Zusammensein. An so einem gemütlichen Abend dürfen alle trinken, was und wieviel sie nur mögen. Wenn unsere Männer zu Hause ab und zu richtig trinken können, haben sie weniger das Bedürfnis, ins Wirtshaus zu gehen und bleiben gerne daheim. Dies ist also ein gutes Mittel, um allzu ausgiebigen Wirtshausbesuchen vorzubeugen.

Zu diesen *Festen* gehören auch die Festtage des *Personals*. Damit können wir und unsere Betagten ihnen *Dankbarkeit und Anerkennung* entgegenbringen. Das gute Verhältnis zwischen den Heimbewohnern und eine gelöste Atmosphäre werden dadurch gefördert.

An dieser Stelle möchte ich auch erwähnen, dass der Kontakt mit dem Personal ebenfalls sehr wichtig ist. Ihm gegenüber dürfen wir nicht sparsam sein mit Lob und Anerkennung. Ein Lob im rechten Augenblick hat eine grosse Wirkung, kann zu grösserem Einsatz anspornen und das Verantwortungsbewusstsein fördern. Wir sollen ihnen aber auch

zur Seite stehen, wenn sie Rat und Hilfe brauchen, und gelegentlich uns Zeit nehmen, um mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Darin sollen sie Anerkennung spüren und selber bestätigt werden.

In meinem früheren Beruf habe ich mich für Kinder eingesetzt, und ich war glücklich in meiner damaligen Aufgabe. Aber die Arbeit im Altersheim macht mir heute viel mehr Freude. Hier habe ich reife, erfahrene Menschen vor mir. Es ist sicher falsch, wenn wir meinen, der Mensch werde im Alter wieder ein Kind. Weil jemand betagt ist, ist er noch lange kein Kind und braucht auch geistig den jüngeren Menschen nicht zurückzustehen. Nein, er ist eine Persönlichkeit mit Verstand und freiem Willen. Er hat viel vom Leben gelernt, er besitzt eine reiche Lebenserfahrung. Und auf dieser Basis soll er sein Leben so viel wie nur möglich selber bestimmen können. Was wir noch erreichen müssen, hat er schon erreicht, er ist uns ein gutes Stück Weg voraus. Er braucht nicht mehr nach Erfolg zu streben. Das einzige, was ihm im natürlichen Sinne zu tun bleibt, ist die Erhaltung seiner Gesundheit, das Streben nach etwas Glück und Freude. Und seine tiefere, letzte Aufgabe ist es, als ein guter Mensch aus dem Leben zu gehen. Dennoch gibt es — auch bei uns — Betagte, die sich von ihrem Besitze nicht lösen können. Ich versuche, sie zur Gewissheit hinzuführen, dass es ein Leben nach dem Tode gibt. Ich möchte, dass sie lernen, das Alter als Erfüllung zu sehen, nicht als Verlust, als Höhepunkt, nicht als Untergang.

Der Mensch stirbt allein, daran lässt sich nichts ändern. Dennoch versuchen wir immer, am Bett eines Sterbenden zu sein. Es bedarf kaum vieler Worte. Die wichtigsten Worte zu finden hat im Umgang mit Lebenden die grössere Bedeutung als im Umgang mit Sterbenden. Hier genügt es, *da zu sein*, die Nähe spüren zu lassen und wortlos mit ihnen und für sie zu beten.

Mein Bemühen geht dorthin, die Bedürfnisse der Heimbewohner zu kennen, anzuerkennen und zu respektieren und den Mitarbeitern Wohlwollen und Anerkennung entgegenzubringen.

Vom Heimleiter wird also viel verlangt. Logischerweise sollten ihm die Träger der betreffenden Institutionen mit derselben Haltung begegnen. Denn der Heimleiter kann sich nur dann voll einsetzen, wenn man ihm mit der gleichen Offenheit begegnet, auf seine Fragen und Probleme eingeht, ihn ernst nimmt, seine Bedürfnisse versteht und berücksichtigt, d. h. wenn er ein Echo findet, wenn er auch «oben» ankommt.

Der Heimleiter ist ein Gebender; er muss aber auch Gelegenheit haben, einmal zu «nehmen», sprich: Empfangen. Wenn von ihm immer nur gefordert wird: durch die Heimbewohner, die Mitarbeiter, die Heimträger, ist es eines Tages zuviel für ihn.

Leider wird unser tägliches Leben gerne zur Routine. Das beste Mittel dagegen wäre eine regelmäs-

sige Weiterbildung auf dem Gebiet der Altersbetreuung, aber auch gegenseitige Aussprachen, um sich dadurch anzuspornen und einander weiterzuhelfen.

Es wäre sicher kein Luxus, wenn in jedem Heimbudget ein ausreichender Betrag für Fortbildungszwecke, Teilnahme an Fachtagungen sowie Reisen zum Besuch von modernen, aber vor allem gut geführten Heimen vorgesehen wäre. Die Heimträger sollten sich das besonders merken und wenn möglich selber daran teilnehmen, denn dies wäre für die Heime von grossem Nutzen. Es kommt nicht so sehr darauf an, dass man für ein Heim Millionen verbaut, sondern dass man Bedingungen schafft, unter denen sich eine ideale Atmosphäre entwickeln kann.

Es liegt viel in den Händen der Leitung, nicht zuletzt, ob die Stimmung unter den Leuten und unter dem Personal gut ist. Es ist unsere Aufgabe, für genügend Personal zu sorgen. Eine Lösung sehe ich nur in der Verbesserung der Arbeitsbedingungen, in guter Entlohnung, angenehmer Wohnung und geregelter Frei- und Ferienzeit. Ein wichtiger Beitrag dazu liegt aber auch in der Hebung des Ansehens der Heime; indem wir bei den Mitarbeitern Interesse am Heime wecken, Fragen des Heimlebens und der Betreuung gemeinsam behandeln und ihnen Möglichkeiten der Fortbildung gewähren. Die Beziehungen des Personals und der Heimleitung zu den Betagten müssen gut sein, wenn sich ein positives Arbeitsklima entwickeln soll.

Damit bin ich am Schluss meiner Ausführungen angelangt. Ich habe versucht, etwas von unserem Heimleben zu erzählen und zu zeigen, auf welche Weise wir versuchen, das Leben für unsere Betagten angenehmer zu gestalten und ihnen ein Daheim zu bieten. Ich bin mir bewusst, dass ich Ihnen im einzelnen nicht viel Neues bieten konnte. Vieles, was ich gesagt habe, ist Ihnen aus Ihrer eigenen Tätigkeit bekannt. Es geht dabei eigentlich immer um Neubesinnungen, um ein neues Bemühen um unsere Arbeit, bei der wir oft von Erfolgen und Misserfolgen überrascht werden. Von der Heimleitung wird ein grosses Mass an Geduld und Liebe verlangt und vor allem die innere Bereitschaft, auf jedes Erhabensein zu verzichten, den Leuten stets das Gefühl der Gleichberechtigung zu geben und sie ernst zu nehmen. Ich bin davon überzeugt, dass es gute Möglichkeiten gibt, die hier dargestellten Aufgaben zu verwirklichen und das Leben im Heim mit Menschlichkeit, Wärme und Liebe zu erfüllen.

Mit einem Zitat des Basler Altersforschers *Fischer* möchte ich meine Ausführungen beenden: «Es kann für das Volksganze nicht gleichgültig sein, wie es den in unserer Mitte lebenden alten Mitmenschen körperlich und seelisch ergeht, ob sie in ihrer Mehrzahl missgestimmt, verbittert sind, ob sie sich für wertlos und nutzlos halten, oder ob sie sich als beachtete und geachtete Glieder der Gemeinschaft fühlen.»

Adresse der Verfasserin:

Sr. Canisia v. Riedmatten, Altersheimleiterin, Reussbühl